

Wie es unsere Familie S. aus Rauben¹ im Kreis Angerapp² in Ostpreußen nach Verden an der Aller verschlagen hat

Nachdem der Zeitzeuge Horst S. über seine Kindheit und Jugend in Ostpreußen berichtet hat, beschreibt dieser Bericht nun seine Soldatenzeit und wie er nach dem Krieg in Kiel landete.

Zum ersten Mal in Berührung kam ich mit der Wehrmacht im April 1942. Ich, wie alle jungen Männer meines Jahrgangs 24, erhielt vom Einwohnermeldeamt eine Aufforderung, mich in der Angerburger³ Volksschule vor der Wehrkommission einzufinden. Es war ja Wehrpflicht. Dass das auch mich betraf, merkte ich jetzt. Wir wurden gemustert und erhielten einige Zeit später einen Wehrpass. Damit hatte es nicht sein Bewenden. Mit Beginn der Sommerferien 1942 mussten wir 18-jährigen eine Woche zur sogenannten „Wehrtüchtigung“. Wir erhielten einen sogenannten Einberufungsbefehl und fuhren mit einem Freifahrtschein der Bahn in die Nähe von Rastenburg.⁴ Dort waren wir in einem ehemaligen Arbeitsdienstlager untergebracht. Wir wurden auch eingekleidet und erhielten Overalls und Infanteriestiefel. Dann wurden wir in den Grundlagen der Ersten Hilfe vom Roten Kreuz unterwiesen, lernten mit dem Marschkompass umzugehen, sowie etwas über Orientierung im Gelände und über Kameradschaft. Waffenkunde gab es keine. Mehrere meiner Klassenkameraden waren mit dabei. Ich erinnere mich an Paul M., Max K. und Walter von K. Von den anderen habe ich leider die Namen vergessen. Insgesamt dauerte die Wehrtüchtigung eine Woche. Dann hatten wir noch einmal Sommerferien, die letzten in Ostpreußen.

Im Sommer 1942 hatte ich gerade meine mittlere Reife erreicht. So nennt man das jedenfalls heute. Ich ging immer noch in Angerburg zur Schule. Dort erhielt ich zum 15. Oktober 1942 mit weiteren sieben Jungen die Einberufung zur Wehrmacht, ohne Rücksicht auf den Schulbildungsstand. An die Namen dieser Mitschüler erinnere ich mich fast nicht mehr. Einer war wieder Max K. Wir hatten uns mit der Nachricht, die wir mit der Post erhielten, in der Angerburger Kaserne zu melden, wo sich außer uns sieben noch andere einzufinden hatten. Unteroffiziere holten uns dort in Kleingruppen vom Meldepunkt ab. Unserer brachte mich mit einem weiteren, der aber nicht zu meinen Mitschülern gehörte, mit der Eisenbahn nach Białystok.⁵ Das liegt in Polen. In der dortigen Kasernenanlage erhielten wir eine etwa sechswöchige Grundausbildung. Während dieser Zeit durften wir die Kaserne nicht verlassen, auch nicht in unsere Freizeit. Die Ausbildung schloss mit einer Vereidigung ab. An die Eidesformel kann ich mich leider nicht erinnern, ich weiß aber noch, dass das Wort Führer darin vorkam. Erst jetzt durften wir die Kaserne verlassen, zuerst in

¹ Heute Rubinowka in der russischen Oblast ´ Kaliningrad.

² Angerapp heißt heute Osjorsk und liegt in der russischen Oblast ´ Kaliningrad.

³ Heute Węgorzewo in Polen.

⁴ Heute Kętrzyn in Polen.

⁵ Hauptstadt der polnischen Woiwodschaft Podlachien.

Gruppen von vier bis fünf Mann in Begleitung eines Unteroffiziers. Der führte uns durch die Stadt und zeigte uns die wichtigsten Bauten und Ämter. Erst danach durften wir ohne Begleitung aber mindestens zu zweit während der Freizeit ausgehen.

Unmittelbar nach der Grundausbildung erhielten wir eine Sonderausbildung wie Auto-, und Kradfahren usw. Ich konnte noch den Führerschein Klasse eins machen. Außerdem wurde ich als Melder ausgebildet.

Während dieser Zeit erinnere ich mich an eine Begegnung mit einem Bekannten. Als ich mit mehreren Kameraden bei einem Ausgang ins Soldatenheim kam, saß da an einem Tisch Hans K. aus Barkau.⁶ Der war längst vor mir eingezogen worden und damals wohl schon Feldwebel. Da gab es natürlich viel zu erzählen, obwohl unsere Barkauer Zeit gar nicht so lange her war. Aber was war in den fünf Jahren nicht alles geschehen. Inzwischen hatte ein Weltkrieg begonnen und der hatte nun in Russland⁷ seine ersten Höhepunkte erlebt, was wir damals noch gar nicht richtig begriffen hatten. In diesem Zusammenhang hörte ich von Hans K. erstmals den Begriff „Partisanenkrieg“. Ich erfuhr, dass es nicht nur den Krieg an der Front gab, sondern auch Angriffe von einzelnen polnischen und sowjetischen Zivilisten oder Gruppen aus dem Hinterhalt. Er habe in solchen Fällen zu erkunden und die Wehrmacht vor Übergriffen zu schützen. Ich meine mich zu erinnern, dass Hans K. in Barkau 1936 zu den Ersten gehört hatte, die sich auf 12 Jahre bei der Wehrmacht verpflichtet hatten. Damals, als kaum jemand ernsthaft an Krieg dachte und wahrscheinlich auch der sichere Arbeitsplatz eine Rolle spielte, war so eine Entscheidung leichter gewesen. Jetzt, nach den ersten sechs Jahren, als er sehen konnte, wie die Welt aus den Fugen geriet, dachte er schon anders darüber. Er hatte noch weitere sechs Jahre vor sich. Dass er sie auf keinen Fall in der Wehrmacht zu Ende bringen würde, wagten wir damals beide nicht zu ahnen. Ich weiß gar nicht, ob Hans das Ende des Krieges erlebt hat. Seine Worte machten mich erstmals sehr nachdenklich. In diese Zeit der letzten Ausbildungsphase Ende 1942 fällt auch eine denkwürdige Begebenheit, deren sinnhafte Bedeutung sich mir erst nach dem Krieg erschloss. Ich sah erstmals einen Juden, d.h. man zeigte mir erstmals einen. Sonst wäre er mir natürlich als solcher gar nicht aufgefallen. In der Kaserne arbeiteten polnische Zivilisten.⁸ Sie waren z.B. für die Elektrik und die Sanitäreinrichtungen zuständig. Einige konnten Deutsch,

⁶ Heute Barkowo in Polen.

⁷ In Berichten dieser Art findet man immer wieder die Gleichsetzung Russlands mit der Sowjetunion als auch der sowjetischen ´Roten Armee´ mit dem Topos von ´dem Russen´. Richtig ist, dass die Lingua Franca der Sowjetunion Russisch war. Jedoch bestand die Sowjetunion zu jener Zeit aus 15 verschiedenen Unionsrepubliken. Darunter u.a. Belarus, Ukraine, aber auch Tadschikistan, Georgien, Litauen, Lettland, Estland oder Moldau, die jeweils eigene Sprachen und Kulturen haben. Viele der Republiken waren zuvor eigenständige Staaten und nicht freiwillig in die UdSSR gekommen, beispielsweise das Baltikum. In solchen Berichten wird die Sowjetunion somit fälschlicherweise mit Russland gleichgesetzt – dies rührt allerdings auch von der nationalsozialistischen Propaganda her, die die Sowjetunion ebenfalls mit Russland gleichsetzte. Es ist darum zu beachten, dass der Krieg Hitlerdeutschlands ab 1941 nicht nur gegen Russland, sondern auch gegen die anderen Sowjetrepubliken ging und somit auch nicht ´der Russe´ kam, sondern die Rote Armee einrückte, deren Mitglieder sich aus den 15 Sowjetrepubliken zusammensetzten.

⁸ Es handelte sich um Zwangsarbeiter:innen.

sodass sich auch Gespräche ergaben. Eines Tages zeigten einige von ihnen auf einen, den ich bis dahin für einen ihrer Kameraden gehalten hatte und sagten: „Das ist ein Jude. Vor dem musst du dich in acht nehmen. Wenn du dem eine Uhr zum Reparieren mit in die Stadt gibst, musst du vorsichtig sein. Sicher bekommst du sonst die richtige nicht zurück.“ Das meinten diese Polen offensichtlich ernst. Ich dachte für mich, dass ich lieber keinem von ihnen meine Uhr mitgeben würde. Die Tatsache aber, dass sie einen von ihnen so hemmungslos denunzierten, erschien mir aber doch merkwürdig. Damals maß ich dem keine besondere Bedeutung bei. Dass sich hier gerade vor mir einer der Gegensätze zwischen zwei Bevölkerungsgruppen in Polen aufgetan hatte, wurde ich erst nach dem Krieg gewahr.⁹

Ende Dezember 1942 war auch unsere Sonderausbildung beendet und wir durften vor unserem Fronteinsatz zu einem Abstellurlaub nach Hause fahren. Ich hatte ein Telegramm geschickt und mein Vater holte mich von der Bahn am Bahnhof Angerapp-Ost ab. Nach ein paar Tagen kam jedoch ein Telegramm, das mich sofort zur Truppe zurückrief. Also brachte mich Papa zur Bahn und ich fuhr zurück nach Białystok.

Dort waren schon zwei andere Jungsoldaten vor mir angekommen. Wir wurden sofort mit neuen Sachen möglichst passend eingekleidet. Da ich die Kradausbildung hatte, erhielt ich eine Kartentasche, einen Gummimantel und weitere Sachen.

Nach ein paar Tagen marschierten wir zum Bahnhof und wurden nach Stablack¹⁰ bei Preußisch Eylau¹¹ zur Abstellung nach Russland gebracht. Dort kamen wir mit Genesenden zusammen und wurden in Viehwaggons nach Tauroggen¹² gebracht, wo erst einmal Halt war. Hier erhielt jeder Mann zehn Schuss Munition und es kam Befehl: „Laden und sichern!“

„Entladen“ kam nicht. Mir ist das bis heute in Erinnerung geblieben: Ich habe geladen, um auf Menschen zu schießen, die ich nie gesehen habe. Ein eigenartiges Gefühl. Ich war 19 Jahre alt und stand erstmals in solch einer Situation. Die meisten unserer Ersatzkräfte waren erst 18 Jahre.

Noch am gleichen Tag ging es mit der Eisenbahn durch Litauen weiter an die Front. Nach ein paar Tagen kamen wir etwa Mitte Januar 1943 vor Leningrad¹³ zur Ausladung. Hier wurden wir zum 1. Btl. IR 44 verteilt, auch zu anderen Regimentsteilen. Ich kam zur 3. Kompanie. Die Truppe war zerschossen und geschwächt vom Brückenkopf Kirischi abgelöst und in Ruhe. Nach ein paar Tagen der Eingewöhnung lösten wir in der Hauptkampflinie (HKL) eine andere Truppe ab. Unser Bataillonskommandeur war Major Heinz L., der bei der Truppe beliebt und auch gefürchtet war. Er wurde später Oberst und Regimentskommandeur. Am ersten Abend in der HKL wollte der Russe wohl einen Gefangenen

⁹ Nach dem Krieg gab es im neu erstandenen Staat Polen durchaus Pogrome von Pol:innen gegen Jüd:innen. Bereits zuvor war das Verhältnis zwischen beiden Gruppen angespannt. Jedoch scheint der Zeuge hier von den eigentlichen Problemen in seinem Land ablenken zu wollen, in welchem im Zuge des Holocaust (Shoa) um die sechs Millionen Jüd:innen vergast, erschossen oder anderweitig ermordet wurden.

¹⁰ Heute Dolgorukowo in der russischen Oblast Kaliningrad.

¹¹ Heute Bagrationowsk in der russischen Oblast Kaliningrad.

¹² Heute Tauragė in Litauen.

¹³ St. Petersburg, Russland.

machen. Er inszenierte mit unserer 1. Kompanie eine wilde Schießerei. Dabei fiel einer von unseren soeben hinzugekommenen Ersatzkräften. Ich kannte ihn zwar nicht, aber er war 18 Jahre alt, wie die meisten. Ich war sehr niedergeschlagen.

Nach etwa zehn Tagen waren wohl die Ausbildungspapiere gesichtet, und ich wurde zum Bataillonsgefechtsstand befohlen. Hier stellte man die Frage, ob ich nicht Funker werden wolle, da ich mit meiner Schulbildung wohl gut schreiben könne. Ich würde an der Front hier ausgebildet und bliebe beim Stab des Bataillons.

Jede Infanterie-Funkanlage (hier „Dora 2“) bestand aus zwei Kästen, je einem für den Tast-, und für den Sprechverkehr. Sie waren jeweils etwa 10 bis 12 Kilogramm schwer. Dazu gehörten weiterhin die Stromversorgung, eine Batterie, ein Sammler und eine Leichtmetall-Antenne. Die Reichweite betrug etwa 5 Kilometer. Zwei Mann hatten diese Anlage zu betreuen. Der Befehlsweg war von der Ruckeinheit (Bataillon, Regiment usw.) nach vorn zur Kompanie. Insgesamt hatte die Stabseinheit vier bis fünf, teilweise sogar noch mehr Funkgeräte.

Zur 11. Infanterie-Division gehörte auch die Nachrichtenabteilung (= Bataillon), bei der als Offizier auch Otto-Wilhelm B. war. Dessen Aufgabe war es, Verbindungen von der Division zu den Regimenten 1R2, IR 23 und IR 44 zum Artillerieregiment 11 und den Divisionsabteilungen, z.B. den Pionieren und Aufklärungsabteilungen, herzustellen.

Zwischen dem Bataillon und der Kompanie bestand eine Fernsprechverbindung, die durch Funk überlagert werden konnte. So bestand jederzeit Verbindung, selbst wenn die Leitungen zerschossen waren. In einem solchen Falle musste das Bataillon einen Störsucher schicken. Oft fiel diese Aufgabe dem Reservefunker des Bataillons zu. Auch ich habe dies öfters gemacht, z. B. bei Verwundung oder auch Einzelablösung im Kampf. Man nahm die Leitung in die Hand und trabte los, bis man die zerrissene Stelle gefunden hatte. Durch Zusammenknoten und Drumherumbinden von Isolierband war die Sache meist repariert. Dann ging es entweder weiter zur nächsten Schadstelle oder zurück. Manchmal bekam man auch einen elektrischen Schlag, weil schon auf Leitungsreparatur geprüft wurde, aber der Sucher noch nicht mit seiner Arbeit fertig war.

Ich hatte bald gelernt etwa 110 Morsebuchstaben zu geben und etwa 105 zu nehmen. Also war Staffelführer Unteroffizier Willi S. zufrieden und ich konnte eingesetzt werden. Meist war ich bei der 3. Kompanie. Sie kämpfte mal mit mehr, dann wieder mit weniger Erfolg an verschiedenen Frontabschnitten. An der Ischorra vor Leningrad hörte ich eines Nachts einen Wolf heulen, der mir richtig Angst einjagte. Ähnlich erging es wohl auch den Russen, da diese Soldaten nicht älter waren als wir. Es wurde von beiden Seiten in Richtung des Wolfsgeheuls geschossen. Wahrscheinlich wurde der Wolf nicht getroffen, aber er wurde still. Aus dieser Stellung durfte ich wenige Tage nach Weihnachten 1943 in Urlaub fahren.

Darüber war meine Freude groß. Zum Jahreswechsel 1943/44 war ich unbekleidet in Tauroggen in der Entlausung. In der Leitstelle bekamen wir

noch jeder ein „Führerpaket“ und fuhren dann mit der Bahn heim - über Tilsit,¹⁴ Insterburg¹⁵ nach Angerapp-Ost. Von dort bin ich zu Fuß nach Hause gegangen. Es sind sieben bis acht Kilometer. Das war für einen Infanteristen nicht sehr viel.

Zu Hause bellte der Hund und auf meine Frage „Ist was, Hüter?“ war er still. Mein Vater meinte später, er hätte nicht gebellt und geschlafen, es war ja winterkalt. Als ich später wieder zur Front kam, waren die Kameraden etwa 200 Kilometer näher zur Heimat gekommen, also hatte der Rückmarsch begonnen.

Nach acht bis zehn Tagen wurden wir wieder mit Funkgeräten ausgestattet und kamen in eine ausgebaute Auffangstellung südlich des Peipussees in Estland. In Erinnerung ist mir geblieben, dass wir eine Nacht in einem Pfarrhaus einquartiert wurden. Wir waren etwa 10 Tage unrasiert, ungewaschen und haben auf Teppichen geschlafen in einem Raum, in dem ein Flügel stand.

Der Rückmarsch ging weiter und wir gelangten nach Kurland, einem Teil Lettlands. Ab November 1944 waren wir von der Heimat abgeschnitten, d.h. die sowjetische Armee war südlich von uns zur Ostseeküste durchgestoßen. Wir hatten verschiedene Einzelschlachten zu überstehen. Im Buch über die 11. Infanteriedivision sind sie von Werner B., dem Hauptmann und Bataillonkommandeur, beschrieben. Er war Jahrgang 1916 und ist inzwischen leider in der Nähe von Pforzheim verstorben. Mir sind vom Kurland zwei Dinge in Erinnerung: Erstens haben wir einen starken Angriff der Sowjetarmee mit Hilfe von Schiffsartillerie sehr wirksam niedergekämpft. Zweitens wurde bei einem Fliegerangriff der Russen fast unsere ganze 2. Kompanie zerschlagen und ich auf Störsuche selbst verwundet.

Ich hatte den Auftrag, die zerschossene Fernsprechleitung zum Nachbarbataillon zu reparieren, was ich auch getan hatte. Mangels Abfragegerät musste ich weitersuchen. Obwohl es Nacht war, wurde ich von einer Kanone beschossen. Es gab Splitter von einem 17,2-cm-Geschoss, und ich wurde am linken Bein verletzt. Auf mein Geschimpfe half mir ein Oberjäger (Unteroffizier) und brachte mich zu seinem Bataillonsgefechtsstand. Dort sagte man mir, dass man schon lange wieder mit meiner Einheit telefoniere. Man versicherte mir, die weitere Versorgung zu übernehmen und erlaubte mir, mich abzumelden, was ich dann auch tat.

Aus dem Feldlazarett war die letzte Nachricht an meine Eltern nach Deutschendorf (Kreis Preußisch Holland¹⁶) gegangen. Schon vor Weihnachten hatte ich noch erfahren, dass meine Eltern Ende Oktober mit zwei Wägen hatten auf den Treck gehen müssen. Nach dem Einbruch der Sowjettruppen in Nemmersdorf¹⁷ waren unsere östlichen Grenzkreise

¹⁴ Heute Sowjetsk in der russischen Oblast ´ Kaliningrad.

¹⁵ Heute Tschernjachowsk in der russischen Oblast ´ Kaliningrad.

¹⁶ Heute Pastek in Polen.

¹⁷ Im Oktober 1944 rückte die Rote Armee bis zu dem ostpreußischen Ort Nemmersdorf vor und beging dort Gräueltaten an den dortigen Zivilist:innen. Als die Rote Armee herausgetrieben werden konnte, nutzte die Goebbel ´sche Propaganda die vorgefundenen Gräueltaten und schändete die Leichen erneut, um drastischere Bilder zu bekommen. Diese drastischen Darstellungen von Gräueltaten sollten den Durchhaltewillen der Ostpreuß:innen stärken und den

geräumt worden. Im Feldpostbriefwechsel hatten sie mir sogar mitteilen können, dass und wo sie in Deutschendorf überwinterten. Es war natürlich schlimm genug, dass sie unseren Hof in Rauben hatten verlassen müssen, aber in all den Kämpfen, in denen wir jetzt standen, war ich doch immer froh, meine Eltern in dieser relativen Sicherheit zu wissen.

Ich hatte eine leichte Verwundung im linken Oberschenkel und kam am 19. Januar zum Bataillon zurück. Dieses Datum weiß ich so genau, weil ich vom Adjutanten mit Handschlag begrüßt wurde. Das war nicht ganz selbstverständlich, aber er brauchte jetzt jeden Mann; denn am anderen Morgen sollten wir einen Gegenstoß machen, um unsere alte Stellung zurückzuholen. Das gelang uns auch.

In den folgenden Wochen waren wir in verschiedenen Stellungen und Abschnitten südlich von Frauenburg.¹⁸ Von meiner Mutter erreichte mich dort in einem von drei Briefen die Nachricht, dass sie in Dörverden in Niedersachsen am 3. März 1945 angekommen seien. Noch vor Kriegsende wusste ich sie somit außer Reichweite der Russen. Inwiefern das für sie Sicherheit bedeutete, war damals aber schwer einzuschätzen. Wir hatten noch ganz andere Sorgen; denn der Krieg eskalierte jetzt in der heißesten Phase.

Wir wurden am Abend des 7. Mai 1945 südlich von Frauenburg in der Hauptkampflinie abgelöst. Uns wurde ein paar Tage Ruhe versprochen. Am verabredeten Treffpunkt war das Gefechtsfahrzeug jedoch schon weggefahren. Also mussten mein Kollege und ich leider in der Nacht unsere Funkgeräte etwa 35 Kilometer bis zum nächsten Treffpunkt tragen. Das waren zwei Geräte für jeden, insgesamt also vier Kästen. Da auch danach das Gefechtsfahrzeug weg war, wurde ich zunächst von Staffelführer, Feldwebel S., entlastet, der ein Gerät selbst trug. Noch in der Nacht kamen wir nach etwa zwei Kilometern am Sammelpunkt an. In einem ehemaligen Munitionslager durften wir Pause machen und schlafen. Nach etwa drei Stunden Ruhe kam im frühen Morgengrauen der Ruf: „Alarm“, was sofortiges Fertigmachen, d. h. Verladen und Abfahrt bedeutete. Wir wurden auf Lastkraftwagen verladen und nach drei bis vier Stunden etwa acht Kilometern vor Libau¹⁹ entladen, was von uns mit Kraftausdrücken kommentiert wurde. Hier durften wir in einem Wäldchen auf dem Boden sitzen und warten. Die Offiziere wurden derweil zur Besprechung befohlen. Als Hauptmann B. zurückkam, sagte er, dass heute, am 8. Mai um 22 Uhr die „Bedingungslose Kapitulation“ in Kraft treten werde, womit der Krieg beendet sei. Er sagte noch, dass wir im Hafen von Libau rechtzeitig auf Schiffe verladen und dann nach Deutschland gebracht würden. Es werde erwartet, dass Disziplin und Gehorsam geübt werde. Der Marsch werde sofort beginnen und eine Notgefechtsausrüstung könne am Mann verbleiben. Für mich bedeutete das, 100 Schuss Munition und das Funkgerät zu tragen, was mir noch

Kampfesgeist aufpeitschen. Das Gegenteil war der Fall, da nun jede:r wusste, dass man von der Roten Armee keine Gnade zu erwarten habe. Als Reaktion begann die erste Fluchtbewegung gen Westen.

¹⁸ Heute Frombork in Polen.

¹⁹ Libau liegt mehrere hunderte Kilometer nördlich von Frauenburg, in Lettland und heißt Liepāja.

erschwert war, weil ich nur mit Gummistiefeln ausgerüstet war. Auf die Frage, wer nicht mehr laufen könne, meinten alle Kameraden, dass ich derjenige wäre, weil ich schon in der Nacht das Funkgerät getragen habe und es nun verdient hätte, mit dem Krad zu fahren. Ich durfte die vier Geräte alle mitnehmen und wurde mit dem Beiwagen-Krad auf dem Sozius gefahren.

Das Krad brachte mich bis an den Anleger im Hafen, wo schon die Schiffe warteten. Wir stellten die Geräte auf den Boden und ich setzte mich auf eines. Nach wenigen Minuten kam ein Marinesoldat mit Lederjacke ohne Rangabzeichen (einem sogenannten Collani) zu mir und fragte, ob ich wohl von der Infanterie wäre. Ich bejahte seine Frage. Er zeigte auf seine Armbanduhr und meinte, dass es jetzt 15.40 Uhr sei und um 16 Uhr die Schiffe befehlsgemäß in See stechen würden. Ich erwiderte ihm, dass er sich ruhig darauf verlassen könne, dass dann alle meine Kameraden rechtzeitig hier wären. Nach etwa 10 Minuten wiederholte er seinen Hinweis darauf, dass die Schiffe nicht länger warten würden. Noch während wir sprachen, sah ich jedoch unseren Kommandeur mit unseren Leuten um eine Hausecke kommen und konnte ihm sagen, dass die Wartezeit beendet sei. Alle Kameraden seien da. Erst jetzt erkannte ich, dass ich mit einem Marineoffizier gesprochen hatte.

Es dauerte nur Sekunden und wir waren an Bord des Kriegsfischkutters. Der fuhr mit neun Mann Stammbesatzung. Ein Oberbootsmaat begrüßte uns. Mit 110 Infanteristen stachen wir in See. Unser sogenanntes Flaggsschiff war ein Schnellboot mit Oberst Heinz L., dem Kommandeur des 2. Bataillons und einigen anderen an Bord. Verpflegung hatten wir keine, aber Wasser war für alle vorhanden. Der Befehl lautete, im Geleitzug zu fahren, also alle beieinander zu bleiben. Wer vom Kurs abkomme, solle Kiel anlaufen. Es wurde uns erläutert, wie wir bei starkem Seegang der Seekrankheit am besten vorbeugen konnten, das hieß, unter Deck möglichst mittschiffs auf dem Bauch liegen. Ansonsten sei den Anordnungen der Besatzung zum Wohle aller unbedingt Folge zu leisten. Am Vormittag des 9. Mai, als wir schon auf See waren, griff uns ein Flieger an mit Bordwaffen. In der 4. Kompanie gab es einen Toten, er hatte einen Halsschuss abbekommen. Ich kannte ihn nicht, aber Hauptmann B. wusste seinen Namen und die Heimatadresse.

Während der Überfahrt gerieten wir mit unserem Geleitzug in schwedische Hoheitsgewässer. Daraufhin wollte uns ein schwedischer Zerstörer internieren, was wir jedoch nicht wollten. Auf dem Flaggsschiff unseres Geleitzugs soll der Regimentskommandeur Oberst Heinz L. gesagt haben, dass wir voll bewaffnet seien und nach Hause wollten. Nach der Drohung „Freie Fahrt oder wir schießen“ gab der Zerstörer unsere Fahrt wieder frei. Nach zwei bis drei Tagen erreichten wir die Reede in Kiel. Ein englisches Brisenkommmando kam an Bord und fragte nach Verpflegung und Wasser. Beides war nicht mehr vorhanden. Wir wurden an Land geholt und in Gefangenschaft genommen.

